



dot:
books

SUSAN
SLOAN

Eine Frage
der Gerechtigkeit

ROMAN



dot
books

SUSAN
SLOAN

Eine Frage
der Gerechtigkeit

ROMAN

Über dieses Buch:

Um ihre Karriere zu retten, muss sie diesen Fall übernehmen – doch jetzt will sie ihn für die Gerechtigkeit gewinnen ... Als eine Bombe die Abtreibungsklinik von Seattle zerfetzt, folgt auf den Schock bald die Wut – die Bevölkerung der Stadt will Blut sehen! Ein Verdächtiger ist schnell gefunden: Leutnant Corey Latham von der US Navy ist tiefgläubig, überzeugter Abtreibungsgegner und wurde am Tatort gesichtet ... aber ist der angeklagte Marineoffizier wirklich ein eiskalter Terrorist? Die junge aufstrebende Anwältin Dana McAuliffe nimmt sich des Falls an und je mehr sie über Corey erfährt, desto mehr glaubt sie an seine Unschuld. Um ihn vor dem elektrischen Stuhl zu retten, muss Dana die wahren Schuldigen finden – und gerät damit selbst ins Fadenkreuz der eiskalten Hintermänner ...

eBook-Neuausgabe Dezember 2020, August 2026

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 2002 unter dem Originaltitel »Act of God« bei Warner Books, New York. Die deutsche Erstausgabe erschien 2003 unter dem Titel »Mein Wille geschehe« bei Knaur.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 2002 by Susan R. Sloan

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2003 Knaur Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co.KG, München

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut – Atelier für Gestaltung Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer Bildmotive von © shutterstock / Checubus / halilerdi87 / Mihai Stanciu

eBook-Herstellung: dotbooks GmbH unter Verwendung von IGP (mk)

ISBN 978-3-96655-443-5

dotbooks ist ein Verlagslabel der dotbooks GmbH, einem Unternehmen der Egmont-Gruppe. Egmont ist Dänemarks größter Medienkonzern und gehört der Egmont-Stiftung, die jährlich Kinder aus schwierigen Verhältnissen mit fast 13,4 Millionen Euro unterstützt:
www.egmont.com/support-children-and-young-people . Danke, dass Sie mit dem Kauf dieses eBooks dazu beitragen!

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit gemäß § 31 des Urheberrechtsgesetzes ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie

sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de . Mit herzlichem
Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden
Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf
kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für
unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte
Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Susan Sloan

Eine Frage der Gerechtigkeit

Roman

Aus dem Amerikanischen von Angela Stein

dotbooks.

*Für Howard,
meinen größten Fan,
und für Bear,
meinen besten Freund*

*Wir sollten nur die gerechten Taten vollbringen,
die wir nicht unterlassen können.*

Simone Weil

Teil I

KAPITEL 1

Er arbeitete schnell, aber mit äußerster Vorsicht, denn er wusste, dass eine einzige falsche Bewegung verheerende Folgen haben würde.

Sein Mund war von einer Schutzmaske bedeckt, wie sie Chirurgen zur Operation anlegen, seine Hände steckten in Latexhandschuhen, von denen er mehrere übereinander trug. Er pulverisierte die richtige Anzahl Aspirintabletten mit einem Mörser, gab die entsprechende Menge Methylalkohol hinzu und rührte dann heftig, damit sich die Körnchen auflösten.

Sein Vorgehen hatte er sorgfältig geplant. Er hatte zwei Wochen gebraucht, um eine entlegene Tankstelle zu finden, bei der man nicht auf Gesichter achtete, an der es eine Methanolzapfsäule gab und wo man die notwendige Menge reines Aspirin zu einem günstigen Preis einkaufen konnte. In jedem Drugstore, Supermarkt oder Reisebedarfsladen, den er im Umkreis von dreißig Kilometern außerhalb von Seattle aufsuchte, kaufte er nur jeweils eine Packung. Den Dünger besorgte er sich weit außerhalb der Stadt. Für die Batterien fuhr er bis nach Bellingham im Norden und Olympia im Süden, und er erstand in jedem Laden für Autozubehör nur jeweils eine.

Bei den Einkäufen bezahlte er bar, damit man ihn nicht über seine Kreditkarte finden konnte. Und dann benötigte er nur noch genügend Geduld – Geduld, um den richtigen Zeitpunkt abzuwarten, zu dem er sich in die Garage schleichen und ungestört arbeiten konnte.

Als das Aspirin sich weitgehend aufgelöst hatte, filterte er die Flüssigkeit so lange, bis sie ganz klar war. Dann gab er sie in eine Schale aus Hartglas und stellte sie beiseite.

Die in der Batterie enthaltene Schwefelsäure fing er in einem Becherglas auf. Er hätte sie zwar einfach im Laden besorgen können, doch er nahm lieber den zusätzlichen Arbeitsschritt in Kauf, um nicht aufzufallen.

In einer alten elektrischen Bratpfanne, die er eigens zu diesem Zweck bei einem Trödler erstanden hatte, erhitze er Speiseöl auf hundertfünfzig Grad. Als der Alkohol in der Schale verdampft war, gab er die Acetylsäurekristalle, die sich dort gebildet hatten, zu der Schwefelsäure, stellte die Schale in das heiße Öl und wartete, bis sich die Kristalle aufgelöst hatten. Dann nahm er die Schale heraus und gab Natriumnitrat hinzu, wobei er sorgfältig darauf achtete, dass nichts überschäumte.

Die Prozedur konnte üble Folgen haben, wenn man Fehler machte, doch im Prinzip war sie äußerst simpel. Er musste sich lediglich an das Rezept halten, das sich jeder besorgen konnte, der einen Internet-Zugang hatte. Es war zwar gespickt mit Verweisen darauf, dass es streng verboten sei, es anzuwenden, doch die musste man eben übersehen. Schließlich heiligte der Zweck die Mittel.

Nachdem die Substanz etwas abgekühlt war, stellte er sie in ein Gemisch aus Wasser und zerstoßenem Eis und sah zu, wie sich leuchtend gelbe Kristalle formten. Er bearbeitete die Kristalle wie vorgeschrieben und zerrieb sie dann, bis sie so fein waren wie Gesichtspuder. Zuletzt vermischte er den Puder mit der angegebenen Menge Wachs und Vaseline und gab die plastikartige Masse in einen Glasbehälter.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Die ganze Prozedur hatte etwa drei Stunden gedauert, wie jedes Mal, wenn er einen dieser Behälter füllte, die nun alle in einem verschlossenen Schrank ganz hinten in der Garage verstaut waren.

Er steckte die Bratpfanne, die Glasschale, das Becherglas, den Rührbesen und die restlichen Chemikalien in einen Müllsack, den er im Puget Sound versenken wollte. Danach säuberte er die Garage so gründlich, als sei sie ein Operationssaal.

Dieser Teil seiner Arbeit war beendet. Nun ging es darum, die Masse aus den Glasbehältern zu holen, sie in die Matchbeutel zu stecken, den Zünder daran zu befestigen, den er aus einer Glühbirne hergestellt hatte, und den Zeitzünder anzubringen, den er vor zwei Tagen auf dem Vordersitz seines Wagens gefunden hatte.

Es gab eine unausgesprochene Regel zwischen ihm und den Leuten, mit denen er in Kontakt gekommen war: Niemals etwas zugeben und niemanden mit hineinziehen. Dennoch hatte man ihm den Zeitzünder zur Verfügung gestellt – vielleicht, um ihm zu zeigen, dass man mit seiner Arbeit zufrieden war.

Schließlich verstaute er das Produkt seiner Arbeit in seinem Fahrzeug, legte eine Decke darüber, ging ins Haus und setzte sich in seinen Sessel vor dem Fernseher, als habe er sich dort schon den ganzen Abend aufgehalten. Wie immer, wenn er am nächsten Tag arbeitete, sah er sich die Nachrichten an und ging dann zu Bett.

Doch er schlief nicht. Er wartete, bis die Atemzüge neben ihm ruhig und regelmäßig geworden waren. Kurz vor Mitternacht stand er auf, zog sich lautlos an und ging aus dem Haus.

Es war kalt und feucht draußen, wie häufig im Februar. Er stieg in sein Auto, schaltete in den Leerlauf und ließ den Wagen von der Auffahrt auf die Straße rollen. Erst dann startete er den Motor. In den letzten Wochen hatte er mehrere Probefahrten gemacht. Er hatte unterschiedliche Routen zu seinem Ziel ausprobiert, die Zeit genommen und den Verkehr beobachtet, bis er zu einer Einschätzung

gelangt war. Nun schlug er den Weg ein, für den er sich entschieden hatte, um den Queen Anne Hill herum zum Denny Way, dann rechts ab auf die Boren Avenue und den First Hill hinauf. Auf der Spring Street kürzte er ab, indem er die Minor überquerte, dann bog er auf die Madison ein und parkte dort.

Um diese Zeit waren die Läden und Restaurants geschlossen, und niemand war in dieser Gegend unterwegs. Sie trug seit einigen Jahren durchaus berechtigt den Spitznamen »Pillenberg«, da sich hier die großen Kliniken von Seattle niedergelassen hatten. Vor einer Stunde hatte die Spätschicht begonnen; diesen Zeitpunkt hatte er natürlich mit Bedacht gewählt.

An der Madison Street, Ecke Boren Avenue, befand sich eine prachtvolle Villa aus der viktorianischen Zeit, umgeben von gepflegten Rasenflächen. Erleichtert stellte er fest, dass sich nichts rührte in dem Gebäude und nirgendwo ein Fenster erleuchtet war. Das Wachpersonal, das sich während der Öffnungszeiten auf dem Grundstück aufhielt, war nach Hause gegangen. Keine Nachtaufsicht hatte sich eingefunden, es gab also keine unvorhergesehenen Ereignisse, die seinen Plan hätten vereiteln können.

Beide Flügel des Tores in dem hohen schmiedeeisernen Zaun wurden leichtfertigerweise nachts nicht abgeschlossen, was er bereits erkundet hatte. Doch auch ein verschlossenes Tor hätte ihn nicht aufgehalten, nur die Durchführung seines Plans erschwert und ihn etwas mehr gefährdet.

Er stieg aus seinem Wagen und überprüfte, dass er nicht beobachtet wurde. Dann packte er die Matchbeutel mit der Plastikmasse und trat durch das Tor. Innerhalb des Zauns verbarg ihn eine hohe Lorbeerhecke, aber er verlor dennoch keine Zeit. Er eilte den Weg zu dem Kellereingang

entlang, den er bei seinen Streifzügen entdeckt hatte, zog die Falltür auf, stieg die Betontreppe hinunter und platzierte die Beutel an der Stelle, an der sie ihre Wirkung am besten entfalten konnten. Dann überprüfte er noch einmal, ob der Zünder richtig angebracht war.

Zuletzt kontrollierte er, dass der Zeitzünder auf zwei eingestellt war und das kleine grüne Licht leuchtete, das bestätigte, dass es sich um zwei Uhr nachts handelte. Dann stieg er in seinen Wagen und fuhr davon.

KAPITEL 2

Dana McAuliffe hätte man eher für eine Cheerleaderin von der Highschool als für eine erfolgreiche Juristin Ende dreißig halten können. Sie hatte üppiges honigblondes Haar, das weich um ihre Schultern schwang und an der Stirn zu einem fransigen Pony gekämmt war. Für ihre nussbraunen Augen benötigte sie nur einen Hauch Mascara, ihre Wangen waren von Natur aus rosig, und ihre Nase war mit Sommersprossen übersät und wurde nie gepudert. Hätte sie nicht ein graues Kostüm und Pumps getragen, hätte man durchaus erwarten können, dass sie die Beine in die Höhe warf und lautstark »go-team-go« schrie.

Doch sie lehnte sich stattdessen in ihren Sessel zurück und lächelte gelassen den nervösen Gynäkologen an, der ihr am Schreibtisch gegenüber saß.

»Sie können ganz beruhigt sein«, erklärte sie. »Wie ich Ihnen am Telefon schon sagte: Ein solcher Fall kommt äußerst selten vor Gericht. Und nach Durchsicht Ihrer Unterlagen bin ich der Ansicht, dass wir selbst dann ziemlich gute Chancen hätten.«

Dr. Joseph Heradia stand der Schweiß auf der Stirn, obwohl es der erste Dienstag im Februar war, als er sich in Danas Büro einfand, in dem es aufgrund der veralteten Heizung selten mehr als zwanzig Grad hatte.

»Sie müssen wissen, dass ich noch nie verklagt worden bin«, sagte er unglücklich. »In zwanzig Jahren nicht ein einziges Mal. Es gibt wahrscheinlich Leute, die sagen würden, ich hätte bloß Glück gehabt. Aber ich habe in mich hineingehorcht, und ich habe mich nach bestem Wissen und Gewissen für diese armen Menschen eingesetzt.«

»Das weiß ich«, versicherte ihm Dana. »Aber ich verstehe auch deren Reaktion. Und ich glaube, wenn sie sich beruhigt haben, werden sie merken, dass sie Ihnen nicht die Schuld geben können.«

»Ich habe ihnen gleich zu Anfang gesagt, dass man bei einer künstlichen Befruchtung für nichts garantieren kann«, betonte er. »Das stelle ich immer vorab klar. Manchmal kann man Mutter Natur überlisten, doch es gelingt nicht immer.« Er wirkte hilflos.

Dana seufzte. »Die Jensens wünschten sich wahrscheinlich mehr als alles andere auf der Welt ein Kind, und Sie waren ihre letzte Hoffnung. Hoffnung aufzugeben, das kann sehr schwer sein.«

Der Gynäkologe nickte. »Ich habe ihnen gesagt, dass sie eine Adoption in Erwägung ziehen sollen.«

Die Welt war sonderbar, dachte Dana. Da gab es Menschen, die sich Kinder wünschten und keine haben konnten, und andere hatten Kinder und wollten sie nicht. Sie hatte Heradia die Wahrheit gesagt, wie sie es bei all ihren Mandanten tat. Es war ein Fall ohne Hand und Fuß.

»Vielleicht überlegen sie sich das«, bemerkte sie.

Der kleine untersetzte Sohn guatemaltekischer Einwanderer schien in sich zusammenzusinken. »Sie tun mir nur so Leid«, sagte er.

Er ist ein anständiger Bursche, dachte Dana, wie schon häufig. »Ich werde mal mit ihrem Anwalt reden«, schlug sie vor, ohne zu erwähnen, dass dieser gegen eine entsprechende Summe jeden Fall annehmen würde.

»Vielleicht sehen sie ein, dass hier niemand Schuld hat – weder Sie, weil Sie keine Wunder bewirken können, noch die Jensens selbst, weil sie keine Kinder bekommen. Dann gelingt es uns vielleicht, das Ganze vom Tisch zu bekommen.«

»Da wäre ich Ihnen sehr dankbar«, sagte er erleichtert, weil er das Gefühl hatte, sich mit seinem Problem an die richtige Person gewandt zu haben. »Und vielen Dank auch, dass Sie mich so kurzfristig empfangen haben.«

Dana lächelte. »Keine Ursache.«

Heradia erhob sich. »Ich würde Sie wirklich gern zum Lunch einladen oder so«, sagte er, »aber ich muss zurück in die Klinik. Können wir das bei Gelegenheit nachholen?«

»Na klar.«

Dana begleitete ihn zum Ausgang und nickte ihm an der Tür noch einmal aufmunternd zu.

Als sich die schwere Eichentür hinter ihm geschlossen hatte, beugte sich Angeline Wilder, Rezeptionistin der Anwaltskanzlei Cotter, Boland und Grace, über ihren Tisch. »Ist das nicht einer der Abtreibungsärzte vom Hill House?«, raunte sie. »Ach ja?«, antwortete Dana ausdruckslos. »Ich dachte, er sei Gynäkologe.«

»Wäre beides möglich«, gab Angeline zu. »Aber irgendwas in der Art.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, erkundigte sich Dana. »Tragen die Ansteckschilder, oder kennen Sie sie alle persönlich?«

»Meine Güte, nein«, antwortete Angeline. »Kürzlich kam ein Beitrag über die Klinik in den Nachrichten. Da haben sie berichtet, wie viele Abtreibungen die jährlich durchführen, und er war einer von den Ärzten, die sie gezeigt haben.«

»Aha.«

»Ist er etwa ein Mandant von uns?«

»Vielleicht«, sagte Dana. »Sie sollten also lieber ganz höflich zu ihm sein, falls er noch mal kommt. Man weiß nie, ob er nicht im nächsten Moment eine Kürette zückt.«

»Was ist denn das?«, fragte die Einundzwanzigjährige.

»Das muss man nur wissen, wenn man schwanger ist«, erwiderte Dana.

Die junge Frau errötete heftig, was bei ihren roten Haaren recht sonderbar aussah. »Na, also das bin ich jedenfalls nicht. Ich bin ja nicht mal verheiratet.«

»Dann brauchen Sie auch nicht mehr darüber nachzudenken.«

Die Anwältin ging zu ihrem Büro zurück und schüttelte den Kopf. Joseph Heradia war seit zwölf Jahren ihr Gynäkologe, und sie konnte sich keinen gütigeren, lebenswürdigeren, achtbareren Mann vorstellen.

Sie dachte an das Paar mit dem Kinderwunsch. Auch das mochten anständige Leute sein, die eben einfach verzweifelt waren. Und wer verzweifelt war, verhielt sich manchmal unberechenbar. Sie schlug in ihrem Rolodex deren Telefonnummer nach und griff gerade nach dem Hörer, als die Gegensprechanlage sumnte.

»Ja, was gibt's, Angeline?«

»Ms Purcell ist hier«, meldete sich die junge Frau. »Sie meint, es sei schon halb zwei, und entschuldigt sich, weil sie sich verspätet hat.«

»Sagen Sie ihr, ich komme sofort runter.«

Dana und Judith Purcell trafen sich zum Mittagessen, seit man sie zu Beginn der zweiten Klasse in der Schule zusammengesetzt hatte. Früher hatte dieses Ereignis täglich stattgefunden; doch seit sie beide in Seattle arbeiteten, trafen sie sich meist ein Mal in der Woche. Die beiden waren schon so lange eng befreundet und kannten sich so gut, dass sie kaum etwas voreinander verbergen konnten.

»Du hast den Auftrag nicht gekriegt, wie?«, fragte Dana, als sie sich an ihrem gewohnten Fenstertisch im »Al

Boccolino«, ihrem bevorzugten Lunch-Treffpunkt, niedergelassen hatten.

»Nein«, bestätigte Judith. »Das Konzept fanden sie toll, aber den Preis nicht. Sie wären wohl eingestiegen, wenn ich runtergegangen wäre, aber ich hatte es schon ganz knapp kalkuliert.«

Judith war eine begabte Bildhauerin, die aber noch keinen Namen hatte. Sie hatte sich bei einer Ausschreibung für die Gestaltung der Eingangshalle des neuesten Bürohauses am Hafen beworben und dafür eine Skulptur entworfen, die aus Glas, Stahl und Keramik bestand und graue Wale darstellte. Bei ihrer Kalkulation hätte sie für achtzehn Monate ihre Grundkosten decken, aber nichts beiseite legen können. Als Judith noch verheiratet war, hatte sie ihren kreativen Impulsen nachgeben können, ohne sich um Geld kümmern zu müssen. Doch ihr erster Mann war überraschend an einem Herzinfarkt gestorben, und von ihrem zweiten ließ sie sich nach recht kurzer Zeit scheiden. Nun musste sie selbst den Lebensunterhalt für sich und ihren zwölfjährigen Sohn Andy verdienen, und mit der Kunst schien das schwer machbar zu sein.

»Das tut mir aber Leid«, sagte Dana. »Ich dachte, den hättest du in der Tasche.«

»Tja, das dachte ich auch«, sagte Judith und zuckte die Achseln. »Aber ich bin einfach selbst schuld. Statt einen anständigen Beruf zu erlernen wie du, hab ich eben geglaubt, ich könnte mich von Männern ernähren lassen.«

Judith und Dana waren nicht nur äußerlich sehr gegensätzlich –Judith war klein und dunkelhaarig, Dana hochgewachsen und blond –, sie unterschieden sich auch charakterlich in einem wesentlichen Punkt. Judith war großgezogen worden mit der Vorstellung, dass der Mann an ihrer Seite ihre Persönlichkeit ausmache, Dana

hingegen hatte man beigebracht, auf eigenen Füßen zu stehen.

»Ich finde immer noch, dass es eine gute Idee wäre, eine Galerie aufzumachen«, sagte Dana. Seit zwei Jahren bemühte sie sich, der Freundin finanziell auf die Beine zu helfen. Judith konnte sich immer einmal wieder Geld von ihrer Mutter borgen, damit sie etwas zu essen hatten, und Dana hatte ihr mehrere Bilder abgekauft und dafür gesorgt, dass die Miete bezahlt werden konnte. Doch so konnte es nicht weitergehen.

Seit einiger Zeit hatte Dana die Vorstellung von einer Galerie, die sie mitfinanzieren würde, ohne an der Organisation beteiligt zu sein, da sie von Kunst so gut wie nichts verstand. »Das wäre mein Traum«, erwiderte Judith. »Aber woher soll ich das Kapital nehmen? Und ich bezweifle, dass irgendjemand bereit wäre, mit mir so ein Wagnis einzugehen.«

»Wer weiß«, sagte Dana, als die Pasta serviert wurde. »Vielleicht hat das Schicksal ja ein Einsehen.«

»Das wäre echt schön«, sagte Judith und seufzte.

KAPITEL 3

Den Sommer mochte Joshua Clune am liebsten. Dann war es nicht mehr kalt, die Nächte wurden mild, und es gab viele gute Plätze, an denen man schlafen konnte. Und wenn die Touristen kamen, gab es auch mehr Geld. Mühsam war die Zeit von Oktober bis April, weil die Plätze unter den Fußgängerbrücken und im Busbahnhof dann oft besetzt und die Missionen überlaufen waren.

Im Sommer tat ihm auch die große Narbe nicht so weh, die von seiner Schläfe zum Kinn verlief. Er hoffte, dass sie nicht so sehr auffiel unter seinem langen braunen Haar und den rötlichen Bartstoppeln, aber er selbst konnte sie nicht vergessen – sie würde ihn immer daran erinnern, wie vor Jahren ein Auto in die Toreinfahrt geschlittert war, in der er schlief.

Doch im Winter litt Joshua.

Er kam aus Wisconsin und war nach Westen gewandert. Er war zu Fuß gegangen oder hatte sich mitnehmen lassen, wenn jemand anhielt. In Seattle, am Ende des Kontinents, angelangt, war er geblieben. Jemand hatte ihm geraten, weiter nach Süden zu ziehen, nach Kalifornien, wo die Leute reich waren und das Wetter schön und wo er sich in der Sonne bräunen lassen und ein bisschen Fleisch auf die Knochen bekommen konnte. Doch er war des Reisens müde, und Seattle sagte ihm zu.

Er lernte Menschen wie Big Dug kennen, einen riesigen Burschen mit schwarzem Vollbart, der ihm die Kniffe und Tricks erklärte und ihm den Einstieg erleichterte. Big Dug misstraute den Obdachlosenheimen der Stadt. Er meinte, man höre zu viele üble Geschichten, was da alles passieren würde, weil sie zu wenig Aufpasser hätten. Mit Hilfe von

Big Dug legte sich Joshua einen geräumigen Karton zu, der zuvor einen Schreibtisch enthalten hatte. Dann suchte er sich auf einer Müllkippe eine Plastikplane, die er auseinander schnitt. Eine Hälfte legte er unter den Karton, damit er von unten trocken blieb, die andere benutzte er als Dach, damit Wind, Regen und Kälte nicht in seine Behausung drangen. Für ein paar Dollar erstand er schließlich bei einem Trödler eine Decke.

»Ein behagliches Zuhause«, erzählte er jedem mit frohem Grinsen.

Big Dug zeigte ihm, wo es Toiletten gab und wo er baden konnte, wenn ihm der Sinn danach stand, und er zeigte ihm Hill House. Sie gingen die Madison Street bis zur Boren Avenue entlang, und der große Mann wies auf eine prachtvolle graue Villa an der Ecke.

»Ist eine Art Klinik, aber nicht nur das«, erklärte Big Dug. »Am Hafen stellen die eine Suppenküche auf, da gibt's jeden Abend was Warmes zu essen, und zwar was Gutes, keine Pampe. Wenn du's mit Drogen hast, helfen sie dir, davon runterzukommen. Wenn du arbeiten willst, helfen sie dir bei der Jobsuche. Und wenn du krank bist, kümmern sie sich um dich. Und es kostet dich nix, wenn du keine Kohle hast. Bloß dass wir da schlafen, das wollen sie nicht. Das ist 'ne feste Regel, die kennen wir alle, und wir halten uns dran.«

»Warum ist das die Regel?«

»Hat wohl was mit Versicherung zu tun«, sagte Big Dug. »Für den Fall, dass es 'n Feuer gibt oder so und einem was passiert.«

»Kann ich deshalb nicht da rein?«, fragte Joshua und sah einem elegant gekleideten Paar nach, das durch das Tor schritt. »Weil ich 'n Feuer machen könnte?«

»Na klar kannst du da rein. Gleich morgens, wenn du willst, und den ganzen Tag. Du kannst bloß nicht dort

schlafen, weil sie sauer werden, wenn sie's merken, und dann wäre es für uns alle zappenduster. Verstehst du?»

Joshua zog mit der Schuhspitze einen Riss im Pflaster nach. »Hm«, antwortete er.

»Dann ist gut«, sagte Big Dug.

Als Joshua sechs Jahre alt war, hatten Ärzte in Wisconsin ihn für geistig zurückgeblieben erklärt, woraufhin seine Mutter, die noch vier andere Kinder von drei verschiedenen Männern großziehen musste, ihn dem Staat überantwortete.

»Ich hab's schon schwer genug«, sagte sie. »Hab keine Zeit für Trottel.«

Der Staat zog Joshua auf, so gut es ging. Man bemühte sich, einen anständigen Bürger und guten Christen aus ihm zu machen, brachte ihm bei, sich alleine über Wasser zu halten, und entließ ihn mit einundzwanzig Jahren ins Leben, wie es der Gesetzgeber vorschrieb. Er war selbstständig und konnte einfache Anweisungen ausführen.

Er arbeitete als Tellerwäscher in Restaurants oder wischte in Bürogebäuden die Böden und reinigte die Toiletten. Doch wenn ihn keiner dazu anhielt, vergaß er manchmal, zur Arbeit zu gehen, und dann regte sich sein Chef auf und feuerte ihn, und Joshua musste sich nach einem anderen Restaurant oder Bürohaus umschauchen. Wenn er nicht genug Geld für eine Unterkunft hatte, schlief er auf der Straße.

Eines Tages verließ er Wisconsin, ohne es zu merken. Er stieg einfach zu einem Mann in den Wagen, der ihm anbot, ihn mitzunehmen, und landete in Minnesota. Er merkte den Unterschied gar nicht. Schließlich gab es auch in Minnesota Restaurants und Bürohäuser.

Als er nach Seattle kam, war Joshua zweiunddreißig Jahre alt. Er hatte noch nie im Leben ein für ihn liebevoll zubereitetes Essen verspeist, in einem weichen Bett

geschlafen oder den warmen Körper eines anderen Menschen gespürt. Aber er konnte Recht und Unrecht unterscheiden, und er wusste, dass er nicht im Hill House schlafen durfte.

KAPITEL 4

Auf dem kleinen Messingschild an der Tür stand der offizielle Name: »Familienzentrum Seattle«. Doch seit fast fünfzig Jahren kannte man die Institution in der Stadt nur als »Hill House«. Die dreistöckige prachtvolle Villa aus viktorianischer Zeit hatte als einziges der wenigen Gebäude dieser Art auf dem First Hill den Vormarsch des Fortschritts überlebt. Die meisten anderen waren den Forderungen der modernen Medizin nach funktionaleren Gebäuden aus Stahl und Beton zum Opfer gefallen.

Anfang der fünfziger Jahre war das Gebäude ziemlich heruntergekommen. Ein Wohltäter, der anonym bleiben wollte, erwarb es, ließ die verschnörkelte Fassade wieder herrichten und das Dach neu decken. Rasen wurde gesät, kleine Steinbänke im vorderen Garten aufgestellt und im hinteren ein Spielplatz eingerichtet, und das Innere des Hauses wurde zu einer modernen Klinik umgestaltet.

Hill House befand sich an der Ecke von Boren Avenue und Madison Street. Ein hoher schmiedeeiserner Zaun und dichte Lorbeerbüsche, die ein halbes Jahrhundert alt waren, schützten es vor neugierigen Blicken. Zwar hatten weder die Menschen, die hier arbeiteten, noch diejenigen, die es aufsuchten, die Absicht, sich zu verbergen. Doch sie hatten die dichte Hecke schätzen gelernt, die für einen gewissen Abstand zu den Demonstranten sorgte, von denen sie auf dem Gehsteig regelmäßig angepöbelt wurden.

Vor Jahren schon hatte sich diese Horde eingefunden. Sie drängelten und schubsten, schrien und lärmten und versuchten, Menschen, die ins Hill House gingen, einzuschüchtern oder sogar zu bedrohen. Im Laufe der Zeit war die Gruppe kleiner geworden, und neue Gesetze

Ohne Vorwarnung traf Coreys Faust den Tischler mit voller Wucht am Kinn. Es krachte, und Feary stürzte zu Boden.

»Du Dreckschwein, du hast mich reingelegt«, schrie Corey.

Feary lag auf dem Holzboden. Blut strömte aus seiner Nase. »Wir mussten die Polizei auf eine Spur lenken«, nuschelte er mit schmerzverzerrtem Gesicht, »damit es einen Prozess gibt.«

Corey starrte auf ihn hinunter. »Die ganze Zeit, die ich im Knast saß, hab ich gedacht, ich hätte es verpfuscht. Aber ich war's nicht, nicht wahr? Du warst es. Du hast den Zeitzünder verstellt. Ich hab ihn auf zwei Uhr morgens gestellt, damit niemand verletzt wird. Ich habe das dir und deinen Leuten ganz deutlich gesagt. Niemand sollte zu Schaden kommen!«

»Werd endlich erwachsen, Junge«, erwiderte der Tischler und spuckte einen Zahn aus. »Du wolltest doch was Großes abziehen.« Er hielt sich an der Tür fest und zog sich hoch. »Was hast du denn gedacht? Dass wir so was Nettes, Sauberes veranstalten wie in Portland? Wir haben ja gemerkt, was das gebracht hat – ein paar Zeilen in der Lokalzeitung. Tut mir Leid, aber diesmal brauchten wir mehr Beachtung. Diesmal musste es Menschenleben kosten.«

Und mit diesen Worten schlug er Corey Latham die Tür vor der Nase zu.

Danksagung

Wie immer danke ich meiner amerikanischen Agentin, Esther Newberg, die dafür sorgt, dass die Schecks reinkommen, und meiner amerikanischen Lektorin, Jamie Raab, die stets Schlamm zu Gold zu verwandeln scheint. Mein besonderer Dank gilt Kasey Todd Ingram, Sue Klein, Nancy Mack, Sally Sondheim, Pamela Teige, Alan Weiss und Lee und Alicia Wells, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen.

Und nicht zuletzt bin ich Betta Ferrendelli, meiner unfehlbaren Suchmaschine, zu unermesslichem Dank verpflichtet sowie Susan Roth und The Author's Edge, ohne die dieses Buch gar nicht zu Stande gekommen wäre.

Neugierig auf mehr?

Ein weiterer Titel wartet bereits auf Sie:
SCHULDLOS SCHULDIG von Susan Sloan

New York, Weihnachten 1962: Die junge Karen findet nach einer Party kein Taxi und nimmt das Angebot eines charmanten Harvard-Studenten an, sie nach Hause zu begleiten. Doch mitten im finsternen Central Park fällt Bob über sie her: Er vergewaltigt Karen, er schlägt sie halbtot und lässt sein Opfer dann im Schnee liegen. Nur durch ein Wunder überlebt die schwer traumatisierte Frau ... und niemand will ihr Glauben schenken. – Fast dreißig Jahre später sieht Karen ihren Peiniger wieder, denn sein Gesicht begegnet ihr plötzlich überall: Bob Willmont hat politische Karriere gemacht und kandidiert nun für das Weiße Haus. Karen hat die schreckliche Nacht ihr ganzes Leben lang verdrängt. Doch jetzt kann sie nicht länger schweigen. Als ihr wieder niemand glauben will, beginnt Karen zu kämpfen – gegen alle Widerstände!

Über die Autorin:

Susan Sloan wurde in New York geboren und lebt heute im Nordwesten der USA, auf einer kleinen Insel vor Seattle. Neben ihrer Karriere als Romanautorin kümmert sich Susan Sloan in ihrer Freizeit um in Stich gelassene Haustiere. Ihre Spannungstitel wurden in mehrere Sprachen übersetzt und feierten weltweit Erfolge.

Susan Sloan veröffentlichte bei dotbooks bereits ihre Romane »Schuldlos schuldig«, »Was keiner wissen konnte« und »Denn alle Sicherheit ist trügerisch«